

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1928**

51 (29.2.1928) Die Mußestunde



Am das Jahr 1466, also während der Regierung des schwachen Kaisers Friedrich III., wird das Städtchen Bismarck Eigentum von den ...

Damit Martet und Frübmeier zu Bulach „ires selbs narung von mosen“ verliet Maratall Willibrod I am 12. Jänner 1527, daß die Frübmeier in die dortige Pfarre einverleibt werde, weil ...

Zum Schluß dieser Betrachtung wäre noch einiges über die Schulverhältnisse in Bulach zu sagen. Nach dem „Speyerer Visitationbuch von 1689“ wird dem Schulmeister, dem „Ludwig Mogister“ von Bulach, welches damals 26 Familien besaß, folgende Lob gesendet: „3. Keitler, Schulmeister, Resner und Krausgier (director horologii) tut seine Pflicht und ist fleißig“.

Und nun noch ein Leses! Das übrigens die Bulacher Gegen- schein zur Römerszeit besetzt gewesen sein muß, geht aus Münzfunden aus jener Zeit bestimmt hervor. Man fand dort nämlich eine Münze des Kaisers Tacitus (275-276) und eine solche des Valentinianus (370), eines Bruders des Antoninians des 3. Jahrhunderts; wie mir aber ein alter Bulacher vor Jahren mitteilte, ist er im Besitze einer bedeutend älteren römischen Münze, die, wie er schreibt, sein jüngerer Bruder etwa ums Jahr 1888 herum „auf der Straße im Sand, der aus einer Bulacher Sandgrube stammte“, gefunden hat.

Professor Mertens hatte, wie er seinem Freunde Berger eines Tages mitteilte, eine Entdeckung gemacht. Es war ein armes, schüchternes Mädchen, aus dem man den wertvollsten, glücklichsten Menschen machen kann. Eine von den vielen Tausenden von Marien, die sich kümmerlich ihr Brot verdienen, armer Leute Kind, arbeitslos in einem großen Bureau.

„Eigentlich sind es nur ihre Augen, die lebhaft und bewundernd, dabei aber voller Sanftmut sind. Aus diesen Augen leuchtet eine wundervolle, erwidlungsfähige Seele!“

Maria, anfangs sehr bescheiden, dann aber vertrauensvoller, ließ sich herbei, die beiden Herren zu besuchen. In der mit Büchern vollgepfropften Studierstube des Professors sowohl wie in den vornehm behaglichen Räumen Bergers, der dem Genusse aller schönen Künste lebte, wurde sie allmählich heimlich und geliebt sich dem bewährten Freundschaftsbunde der beiden weltgewandten Männer angeschlossen. Jeden Sonntag las man bei Mertens gemeinsam unterrichtende und geistreiche Bücher, hörte seinem Colloquio zu, besprach öffentliche Zustände und Ereignisse in freier, heiterer, menschenfreundlicher Gemütsstimmung. Bei Berger aab es allerdahin schöne Bücher und Stücke, kleine Kostbarkeiten und Sammlungen, angenehme junge Leute, und ein paar freundliche ältere Damen stellten sich zum Tee oder kleineren Festlichkeiten ein, auch in Theater, Konzerte und Ausstellungen wurde Maria von ihren Gönnern geführt, und da jedermann sie als Dame behandelte, so war sie binnen einem Jahr wirklich zu einer Dame von bester Form und natürlicher Bildung geworden, blühte auf in diesem Strom von Licht und Wärme ihres Daseins mit stiller Anmut und unbefangener, selbstvoller Herzlichkeit ab.

So konnte es nicht ausbleiben, daß die beiden Freunde, jeder auf seine Art sich in ihren Schülern verliebten. Doch wie über alles, was sie seit ihrer Studienzeit bewegte, wachen sie sich auch hierüber aus und waren ohne viele Worte sich darin einig, daß dies nur ein Ausdruck des Gefühls sei, der zu Nebenbuhlerchaft keinen Anlaß gebe, also ignoralas überwinden werden könne. Um eines Weibes willen würde ebenfalls ihre mehr als zwanzigjährige Freundschaft keinen Bruch erleiden. Keinem von beiden fiel es im Traum ein, Mariens Bild damit zu begründen, daß man sie in verdeckte Selbstsucht als Frau heimführte, das wäre denn doch eine zu billige und nicht einmal unerlässliche Lösung des Experiments gewesen. Ihnen beiden gehörte sie, der eine hatte so gut wie der andere ein Recht auf dieses beglückende Geschöpf, um dessen Förderung sie sich mit vereinten Kräften bemühten.

Maria blieb beiden Männern in gleicher Dankbarkeit und feiner Hingabe zugewandt. Wie zu schicksalhaften gütigen Gewalten blühte sie zu ihnen hinan, suchte sich mit traulichen Diensten nützlich zu machen, empfand aber ganz richtig das Verhältnis zu den Jungen, erwies und vom Treiben des Alltags leicht angewendeten Herren als ein rein geistiges. Darin lag der unerschöpfbare Wert der Gemeinschaft und zugleich der Schranke.

In dem Bureau, aus dessen Tor Maria nun befreit war, wachte sie mit einem braven, jungen Manne zusammenarbeitend, der fleißig und tüchtig in seinem Fache, sonst aber kein besonderes Licht war. Eherbar hatte er Maria immer schon unvornehm und den Eindruck auf ihre Seele gemacht. Als nun ihr Aufstieg begann, wollte er sich, teils aus Schüchternheit, teils aus Argwohn, von ihr zurückziehen, sie aber ermutigte ihn weiter; denn gerade dadurch, daß sie in einer neuen, reicheren Sphäre Aufnahme gefunden, sah sie ihr ursprüngliches primitives Wesen um so enger mit ihm verbunden. Nach Hermit und Lebensgenossen waren er ihresgleichen; ihm gegenüber konnte sie ganz Weib aus dem Manne werden.

So wachte er es denn, nachdem er einigermaßen sicher geworden war, ihr keine Hand anzubieten. Unbedenklich verlobte er sich mit ihr und brachte es ihnen Gönnern schonend bei.

Berger und Mertens waren nicht sehr erbaut davon. Sie hatten sich von ihrer eigenen Liebe ganz unerfüllbaren Schmach abgeben, für Marie etwas Besseres erwartet, eine Ehe, in der die Reime, die sie offensten affektiva Wille und hundertfache Früchte tragen konnten.

Zu verständis, um sich abratend in diese persönliche Angelegenheit einzumischen, beschränkte sie sich darauf, sich nach dem Ruf des jungen Mannes zu erkundigen; sie hörten darüber nur das Günstigste. Sie luden ihn mit seiner Braut zu sich ein und fanden ihn in der Tat recht annehmbar, wenn auch reichlich vöbliftrös.

„Was hat sie für Vorzüge, auf Grund deren du sie empfehlen kannst?“ fragte Berger skeptisch. „Eigentlich sind es nur ihre Augen, die lebhaft und bewundernd, dabei aber voller Sanftmut sind. Aus diesen Augen leuchtet eine wundervolle, erwidlungsfähige Seele!“

„Nun gut, wir wollen uns diese Marie einmal ansehen.“ Die beiden Jungfrauen, die in den besten Jahren, des eigenen einiameu Lebens müde waren, begannen, sich in die Natur des fremden Mädchens wohlwollend und bewundernd zu verlesen. Sie schritten tiefer und ihr Eifer nahm zu, als sie auf eine Aber Goldes stießen.

Maria, anfangs sehr bescheiden, dann aber vertrauensvoller, ließ sich herbei, die beiden Herren zu besuchen. In der mit Büchern vollgepfropften Studierstube des Professors sowohl wie in den vornehm behaglichen Räumen Bergers, der dem Genusse aller schönen Künste lebte, wurde sie allmählich heimlich und geliebt sich dem bewährten Freundschaftsbunde der beiden weltgewandten Männer angeschlossen. Jeden Sonntag las man bei Mertens gemeinsam unterrichtende und geistreiche Bücher, hörte seinem Colloquio zu, besprach öffentliche Zustände und Ereignisse in freier, heiterer, menschenfreundlicher Gemütsstimmung. Bei Berger aab es allerdahin schöne Bücher und Stücke, kleine Kostbarkeiten und Sammlungen, angenehme junge Leute, und ein paar freundliche ältere Damen stellten sich zum Tee oder kleineren Festlichkeiten ein, auch in Theater, Konzerte und Ausstellungen wurde Maria von ihren Gönnern geführt, und da jedermann sie als Dame behandelte, so war sie binnen einem Jahr wirklich zu einer Dame von bester Form und natürlicher Bildung geworden, blühte auf in diesem Strom von Licht und Wärme ihres Daseins mit stiller Anmut und unbefangener, selbstvoller Herzlichkeit ab.

So konnte es nicht ausbleiben, daß die beiden Freunde, jeder auf seine Art sich in ihren Schülern verliebten. Doch wie über alles, was sie seit ihrer Studienzeit bewegte, wachen sie sich auch hierüber aus und waren ohne viele Worte sich darin einig, daß dies nur ein Ausdruck des Gefühls sei, der zu Nebenbuhlerchaft keinen Anlaß gebe, also ignoralas überwinden werden könne. Um eines Weibes willen würde ebenfalls ihre mehr als zwanzigjährige Freundschaft keinen Bruch erleiden. Keinem von beiden fiel es im Traum ein, Mariens Bild damit zu begründen, daß man sie in verdeckte Selbstsucht als Frau heimführte, das wäre denn doch eine zu billige und nicht einmal unerlässliche Lösung des Experiments gewesen. Ihnen beiden gehörte sie, der eine hatte so gut wie der andere ein Recht auf dieses beglückende Geschöpf, um dessen Förderung sie sich mit vereinten Kräften bemühten.

Maria blieb beiden Männern in gleicher Dankbarkeit und feiner Hingabe zugewandt. Wie zu schicksalhaften gütigen Gewalten blühte sie zu ihnen hinan, suchte sich mit traulichen Diensten nützlich zu machen, empfand aber ganz richtig das Verhältnis zu den Jungen, erwies und vom Treiben des Alltags leicht angewendeten Herren als ein rein geistiges. Darin lag der unerschöpfbare Wert der Gemeinschaft und zugleich der Schranke.

In dem Bureau, aus dessen Tor Maria nun befreit war, wachte sie mit einem braven, jungen Manne zusammenarbeitend, der fleißig und tüchtig in seinem Fache, sonst aber kein besonderes Licht war. Eherbar hatte er Maria immer schon unvornehm und den Eindruck auf ihre Seele gemacht. Als nun ihr Aufstieg begann, wollte er sich, teils aus Schüchternheit, teils aus Argwohn, von ihr zurückziehen, sie aber ermutigte ihn weiter; denn gerade dadurch, daß sie in einer neuen, reicheren Sphäre Aufnahme gefunden, sah sie ihr ursprüngliches primitives Wesen um so enger mit ihm verbunden. Nach Hermit und Lebensgenossen waren er ihresgleichen; ihm gegenüber konnte sie ganz Weib aus dem Manne werden.

So wachte er es denn, nachdem er einigermaßen sicher geworden war, ihr keine Hand anzubieten. Unbedenklich verlobte er sich mit ihr und brachte es ihnen Gönnern schonend bei.

Berger und Mertens waren nicht sehr erbaut davon. Sie hatten sich von ihrer eigenen Liebe ganz unerfüllbaren Schmach abgeben, für Marie etwas Besseres erwartet, eine Ehe, in der die Reime, die sie offensten affektiva Wille und hundertfache Früchte tragen konnten.

Zu verständis, um sich abratend in diese persönliche Angelegenheit einzumischen, beschränkte sie sich darauf, sich nach dem Ruf des jungen Mannes zu erkundigen; sie hörten darüber nur das Günstigste. Sie luden ihn mit seiner Braut zu sich ein und fanden ihn in der Tat recht annehmbar, wenn auch reichlich vöbliftrös.

Es wurde geheiratet, es kamen Kinder. Maria, die jetzt Frau Winkler hieß, ging bei den Jungfrauen weiter ein und aus. Ihr Mann sah es zwar nicht besonders gern, nachdem er sich aber davon überzeugt hatte, daß keinen Rechten kein Eintraß geschah, mußte er nichts mehr dagegen einzuwenden. Anfangs begleitete er seine Frau noch mandmal. Da ihn jedoch die gewählten Ausgangsformen beengten, die geborenen Gedränge und die Anfnisse ihm unverständlich waren, blieb er schließlich fort und kümmerte sich schließlich nicht weiter um das, was er den „Bildungs-

Sing - so heißt der Negri, und er ist ein Neger. Nicht ein falkionischer, nordamerikanischer oder indianischer Neger, sondern ein schwarzer Neger in der Hamburger Fernschiffahrt, der auch außerhalb von St. Pauli als etwas Heimatisches den Farbigen vieler Nationen so gleich die Basis der Verständigung schafft - nein, ein Neger. Vielleicht würde ein Schwarzer nicht die Diplomatie dieses „Zwischen den Rassen-Mannes“ besitzen; vielleicht wären die Hemmungen zu gering, um sie für ein solches Amt zu befähigen. Vielleicht wären sie auch zu brüderlich vor der gleichen Hautfarbe, um das Geschäft halten zu können. Ein Neger ist ihr Neger, und sie fühlen sich wohl bei ihm. Die Neger von St. Pauli sind von hundert täglich einlaufenden Schiffen sind eine besondere Menschenklasse. Es sind dunkle Leute, die fast jeden Schiffsmittel der Welt kennen, die in den dunklen Wochen und Monate schwarzen, ebe sie einen Hafen zu leben bekommen, die ganz untergeordnete Verrichtungen auf den Dampfern und Seglern, in den Hotels und Kneipen ausüben, aber von diesen Verrichtungen her die Brüderlichkeit der Gebieten und einen weltweiten Horizont des praktischen Lebens haben.

Schon am ersten Abend ihres Hamburger Aufenthalts kommen sie hierher. Jimmo trifft Joe, Bantulu schüttelt Stephan die Hand. Dann trinken sie und lachen, autmütig, mit rollenden Wägen kommt ein Türke, so ist er gut Freund. Kommt ein Malice - Good Coening, old Boy! Kommt ein Weißer - er wird respektiert. Auch viele Frauen kommen, denn es ist ja St. Pauli, und die Neger haben viel Gesch, und noch immer haben sie etwas von der Unterwürigkeit des Schwarzen gegenüber der weißen Frau im Bild. Diese Leute hier, umhergeirrt zwischen allen Rassen der Welt, gekennnt und benachteiligt durch ihre Hautfarbe, scheinen sich in diesen Stunden der Freude nicht der Rassenunterschiede bewußt zu werden. Es ist eine ganze unscheinbare Kneipe in St. Pauli, aber eine hier bis in den dämmernden Morgen hinein verdrachte Nacht bedeutet eine Reise in die Welt, eine tiefe Kenntnis der afrikanischen und amerikanischen Rassenunterschiede, eine Anknüpfung von Rhythmus und Natürlichkeit in grenzenlosen Freuden.

Da sind ein paar Instrumente, mit denen man Musik machen kann, vor allem ein Banjo. Gegen elf Uhr spielt der Erle ein Lied der verlorenen Sonne. Alle lauschen oder singen mit, je nach der Anzahl und Stimmung der Gäste. Lächelnd, freundlich bedient sie alle Sing, der Neger. Gegen Mitternacht kommen auch die Frauen auf ihrem Beizeuge herbei. Sie haben leichtes Spiel: Ballspiele und Handgeschütteln bezaubern sie, Gelächter, und eine Minnie später schon der Tanz: ein Jagen der Liebe, des Begehrens, wie kein Charleston der Europäer je sein wird. Man trinkt hier unheimlich viel. Aber auch der betrunkene Neger ist noch barmhertig, wenn man ihn nicht reizt. Er wird immer lustiger, singt immer noch eins, und schließlich helfen sich einige Neger auf die Beine, auf den Schenktisch, und dort oben wird gelacht „habday - habday - habday“.

Zuweilen kommt einer, den die ganze Stadt aus den Bornehmsten Vergnügungsalonen kennt. Er fehlt nicht am Toto; er iah fast immer im Cart-Club letzten Ansehens; er promenierte täglich über den Jungfernstieg, und ich glaube, er hat sogar ein eigenes luxuriöses Auto. Wo immer man ihn sieht, den kleinen braunen ungemein eleganten Herrn mit englisch gestubtem Schnurrbart, nach 6 Uhr abends im tadellosen Smoking: mit ihm tanzt eine unwahrscheinlich weiße, unwahrscheinlich goldhaarige Frau, die sicher kein Deutsche, wahrscheinlich sogar ein französisches Rassenmischprodukt ist. Einmal erscheint sie als Griechin: lachig fallen halblange Haare ihr auf die unwahrscheinlich schmalen Schultern, und sarr schmiert sie die Seide um den geneigten Körper. Ein andermal ist sie in typischer Garconne. Aber nicht einen Tag allezeit ist sie im Kleid, in Stiel, im Ausdruck dem positiven.

Man kennt die beiden, aber nirgends kann man Genaueres über sie erfahren. Selbst die immer wissenden Schwarzen, die lachigen Gelben und der bereitwilligen Wirte besagen hier einen Mysterium. Beide niden den Farbigen zu, und die Augen der Frau strahlen in einem leuchtenden Blau. Sie trinken Whisky, und sie kauschen, wenn die Sänger eine besondere Leistung zu ihren Ehren dreinablen. Wenn schließlich der wilde aller Rhythmen losbricht, der Charleston im Traulande, dann verbeugt sich der braune Herr im Smoking und tanzt mit seiner unwahrscheinlich weißen Frau (der Goldreif am Finger läßt erkennen, daß sie verheiratet sind). Schwarze und Weiße starren auf das Paar; niemand rührt sich; niemand sagt ein Wort. Nur das Banjo rebelt in allen Jungen der ionischen Länder, irgendwo, in einer kleinen Kneipe der arauen St. Pauli, nach Mitternacht, in der Car-Bar, dem Neger-Kaffee.

Wenn die beiden unwahrscheinlich schönen Menschen ihren Tanz beendet haben, dann schweigt das Banjo eine lange Zeit. Die Frauen dieser Straße lachen doppelt laut, weil sie nichts bezaubern haben wollen, obwohl auch sie noch in der Spinnweb des Gedrängs untertan waren. Die Weiben und die Schwarzen haben sich mit ihren Gläsern an. Niemand gibt sich Mühe, nachzudenken. Doch das Bild ist geblieben; das Bild dieses kultivierten braunen Menschen, der eine übertriebene Weiße in seinen Armen hielt, das Bild der Hinaabe an seine Führung in diesem Tanz nach den vralten Sontopfen der Länder dort drüben, nach denen wir uns sehnen, um ihrer Herr zu werden. Den Abendländer schaudert dann wohl ein wenig in der instinktiven Ablehnung der Rasse. War das der Auftakt zum Uebermorsen, ein Kapitel Spengler der Wirklichkeit? War das das Anfluh Europas, hundert Jahre später, unter entarteten Zeit eine Drohung, vielleicht auch eine Hoffnung?